

Vom Sinn und Nutzen einer demokratischen Festkultur im Einwanderungsland

Was uns im Inneren zusammenhält – und wie wir gleichzeitig offen bleiben können

Ein Fest in Frankfurt

Der „Römer“ in Frankfurt am Main an einem späten Dienstagnachmittag im Mai. Im ersten Stock des Rathauses befindet sich der Kaisersaal, wo 52 Herrscher, mit Rüstungen oder Pelzen angetan und mit deutschen oder lateinischen Sinnsprüchen unterlegt, aus ihren Portraits an der Wand herab auf knapp 400 festlich gekleidete Männer, Frauen und Kinder schauen. Petra Roth betritt das Rednerpult an der Stirnseite des langen Raumes, an ihr die erwartungsvollen Blicke der Gäste.

In ihrer Festansprache heißt die Oberbürgermeisterin die Anwesenden herzlich in Frankfurt willkommen. Sie spricht von den schwierigen Entscheidungen und bürokratischen Hürden, die die Eingeladenen in den letzten Monaten überwunden haben. Roth beschreibt stolz das neue Frankfurter Integrationskonzept und streift den Standortwettbewerb, dem die Stadt ausgesetzt sei; wird grundlegender, als es um das Grundgesetz, Meinungsfreiheit und das Recht auf Selbstbestimmung geht. Schließlich ruft sie zur Partizipation bei den anstehenden Kommunalwahlen auf.

Der „Frankfurt International Choir“ tritt auf. Zum Ende der Feierstunde singen der Chor, die anwesenden Politiker und Beamten und alle eingeladenen Gäste gemeinsam die Nationalhymne. Mit einem festlichen Empfang mit Buffet, Frankfurter Grüner Sauce und „Handkäs mit Musik“ klingt die Einbürgerungsfeier der Stadt Frankfurt aus.

Eine neue Feiertradition

Vom Megaevent am Brandenburger Tor zum Jahrestag des Mauerfalls über Kranzniederlegungen in Gedenkstätten bis hin zu Gewerkschaftskundgebungen zum Tag der Arbeit: Die Fest- und Feierkultur der Bundesrepublik Deutschland hat viele Facetten. Oft geht es dabei um Vergangenes. Jubiläen, Jahrestage, Gedenktage. Die Feiernden blicken zurück, vergegenwärtigen sich der schrecklichen oder auch hoffnungsvollen Ereignisse, beziehen die Geschichte auf die Gegenwart.

Seit einigen Jahren fügen sich auch immer mehr Einbürgerungsfeiern in das deutsche Festpanorama. Hier steht nicht die Vergangenheit im Fokus sondern vielmehr die Zukunft. Die Zukunft der einzelnen Neubürger, die mit ihrer Einbürgerung entscheidende Weichen für den weiteren Verlauf ihres Lebens und das ihrer Kinder stellen. Und die Zukunft der deutschen Gesellschaft, die ohne Zuwanderung zahlenmäßig immer kleiner würde und ohne Integration und interkultureller Verständigung auf eine deutsche Schmalspur-Leitkultur beschränkt bliebe.

Die Frankfurter Feier nimmt unter den Einbürgerungsfeiern eine Vorreiterrolle ein, wird sie doch schon seit 1986 vom Magistrat der Stadt in jedem Halbjahr ausgerichtet. Mittlerweile gibt es von Aachen bis Zweibrücken auch in vielen anderen deutschen Kommunen solche Feiern. Manche Städte feiern nur einmal im Jahr, andere, wie der Berliner Bezirk Neukölln, bis zu zweimal im Monat. Alle Neubürger, die seit der letzten Feier eingebürgert wurden, werden eingeladen; meist kommt etwa ein Drittel bis die Hälfte der „neuen Deutschen“. Reden, Musik und das gemeinsame Singen der Nationalhymne – Textzettel werden für alle ausgelegt – bilden den Kern der Einbürgerungsfeiern. Darüber hinaus gibt es vielerorts Geschenke und einen Empfang für die Neubürger. Teilweise finden auch direkt bei den Feiern die eigentlichen Einbürgerungen statt: Die zukünftigen Staatsangehörigen sprechen dafür das im Staatsangehörigkeitsgesetz vorgesehene Bekenntnis zur Bundesrepublik und zum Grundgesetz und bekommen ihre Einbürgerungsurkunde, womit die Einbürgerung formell rechtskräftig ist. Gratulationen und Glückwünsche, Blumen und Fotos folgen. Neben den kommunalen Feiern richten die Bundesländer Sachsen und Brandenburg jedes Jahr zentrale Einbürgerungsfeste in Dresden und Potsdam aus.

Zeichen des Willkommens

Der Anstoß, Einbürgerungsfeiern zu veranstalten, kommt meist von den Stadtverwaltungen, aus Landesministerien oder in den Stadt- oder Kreisparlamenten von Fraktionen jeglicher politischer Couleure. Gesetzlich vorgeschrieben sind sie nicht; die momentan gültigen Anwendungshinweise des Bundesinnenministeriums zum Staatsangehörigkeitsgesetz erwähnen die Feiern lediglich als Vorschlag, wie dem seit 2006 obligatorischen feierlichen Bekenntnis ein würdiger Rahmen gesetzt werden könnte.

Warum gibt es also immer mehr Einbürgerungsfeiern? Zum einen wollen die kommunalen Veranstalter Staatsbürgerschaft als einen besonderen Wert herausstellen und ihren Wechsel angemessen würdigen. Der Tag der Einbürgerung wird als wichtiger Anlass markiert – für den Neubürger als biographischen Wendepunkt, für die Bürgergesellschaft als Grund zur Freude über Zuwachs. Zum anderen soll den Neubürgern ein Zeichen des Willkommens gesetzt werden. Nicht zuletzt sollen Einbürgerungsfeiern ein Signal gegen Intoleranz und Rassismus und für Offenheit und Verständigung senden, das der gesamten Gesellschaft, Neubürgern wie gebürtigen Staatsangehörigen, gilt.

Aber abgesehen von solcher kommunaler Multikulti-PR: Wozu sind Einbürgerungsfeiern gut? Brauchen wir so etwas? Können die Neubürger nicht einfach ohne großes Trara ihre Urkunde bekommen und damit lassen wir es gut sein? Eine etwas grundsätzlichere Betrachtung der Feiern mag über ihren Sinn und Nutzen Aufschluss geben.

Nun sag, wie hast du's mit der Staatsbürgerschaft?

Die dänische Ethnologin Tine Damsholt, die sich seit einigen Jahren mit Einbürgerungsfeiern im skandinavischen und anglo-amerikanischen Raum auseinandersetzt, deutet die Feiern im Anschluss an Michel Foucault als Ausdruck einer spezifischen Form moderner westlicher Regierungskunst: die Regierung der Subjekte. Der Regent der Vormoderne, dessen Bild nun die Wand des Frankfurter Kaisersaals schmückt, hatte es mit Untertanen zu tun, die er beherrschte, in der Regel durch Repression oder zumindest der Androhung von Gewalt. Im demokratischen Nationalstaat hingegen hat der Bürger einen autonomen, eigenverantwortlichen Status. Die im „Römer“ versammelten Deutschen von heute sind frei in ihrer Wahl und frei, das Land zu verlassen, wenn sie dies wünschen.

Bindung an den Staat und Anerkennung der Regierungsmacht sind somit nicht mehr von oben forciert, sondern müssen vielmehr vom Bürger selbst hervorgebracht werden. Dabei wird jedoch niemand allein gelassen: Loyalität kann auch anders als mit Gewalt erzeugt werden, etwa durch Bildung und Erziehung, durch „Einübung“ des Staatsbürgerseins. Oder, und hier sind wir wieder bei Festen und Feiern, indem Staatsbürgerschaft rituell emotionalisiert wird, so für die Bürger fassbar gemacht wird und von ihnen verinnerlicht werden kann.

Diese beiden Formen, Bindung zu schaffen, finden sich auch in den deutschen Einbürgerungsfeiern. Das didaktische Element – wenn etwa Petra Roth in ihrer Rede den Aufruf zur Partizipation bei der Kommunalwahl mit Erklärungen bezüglich des Kumulierens und Panaschierens auf dem Stimmzettel verbindet. Und emotionale Ritualität: durch gemeinsames Singen der Nationalhymne, durch ein geteiltes Festmahl und mit Geschenken. In Frankfurt bekommen die erwachsenen Neubürger Grundgesetzausgaben und Lesezeichen, für die kleinen neuen Deutschen gibt es Süßigkeiten und den „Struwelpeter“ als Bilderbuch.

In anderen westlichen Staaten sind sogar nicht nur die Neubürger Adressaten einer solchen emotionalen Aufladung von Staatsbürgerschaft durch Feiern. In Australien und Kanada gibt es die „affirmation ceremonies“ beziehungsweise „reaffirmation ceremonies“ - Anlässe, bei denen die gebürtigen Einwohner einen staatsbürgerschaftlichen Eid leisten, die Nationalhymne singen, Urkunden erhalten und sich Werte, Rechte und Pflichten ihrer Rolle als Staatsbürger in Erinnerung rufen.

Wenn das an das in der katholischen Kirche praktizierte „Erneuerung des Taufversprechens“ erinnert, ist dies ein Hinweis darauf, dass wir es hier mit quasi-religiösen Formen im staatlichen Bereich zu tun haben, mit einer Sakralisierung des Säkularen – mit Zivilreligion.

Gemeinschaft durch Feier, Reflektion durch Feier

Neben dieser spezifischen Verortung der Einbürgerungsfeiern im Verhältnis von Bürger und Staat lassen sie sich auch – weniger politisch akzentuiert, eher abstrakter – in ihrer gesellschaftlichen Funktion analysieren.

Winfried Gebhardt hat 1987 eine Soziologie der Feste und Feiern veröffentlicht. Seine Zielsetzung war es, die Definitionen von „Feier“ und „Fest“ voneinander abzugrenzen und beide Formen in der sozialen Sphäre zu verorten. Dabei geht er von einer Unterscheidung zwischen Alltag und Nicht-Alltag aus. Im Alltag ist rationales Handeln gefragt: Wirtschaften, Probleme lösen, Funktionieren. Damit dieser Alltag reibungslos abläuft, muss er von Zeit zu Zeit unterbrochen werden. Dies geschieht mit Festen und Feiern. Feste stehen prototypisch für eine rauschhafte, orgiastische Aufhebung der Wirklichkeit des Alltags, dessen Regeln und Rollen hier temporär außer Kraft gesetzt werden. Feiern dagegen beziehen sich auf den Alltag, indem sie dessen Struktur und Bedeutung aufzeigen, diese interpretieren und mit Wert und Sinn versehen. Beide

Formen, Feste wie Feiern, wirken damit gemeinschaftsstiftend: Feste, indem sie eine weitere, über-alltägliche Bindung zwischen den Teilnehmern schaffen; Feiern, indem sie alltägliche Bindungen und Beziehungen sowie deren Grundlagen reflektieren und damit ins Bewusstsein rufen und festigen.

Eine solche, feierliche Thematisierung von Grundlagen bürgerschaftlichen Zusammenlebens findet auch in den Reden auf den Einbürgerungsfeiern statt. Genau wie die Frankfurter Oberbürgermeisterin betonen ihre Festrednerkollegen deutschlandweit die Bedeutung des Grundgesetzes für die Demokratie. Sie sprechen von Grundwerten der deutschen Gesellschaft, sie erläutern den Neubürgern die örtliche Migrationsgeschichte und den Anteil der Zugewanderten an der Stadtbevölkerung. Immer rufen sie zu politischer Partizipation und zivilem Engagement in Vereinen oder Verbänden auf. Und das mit einem deutlich lokalen Fokus: erstaunlich für eine Feier, bei der doch eigentlich der nationale und vielleicht auch noch der EU-Pass im Mittelpunkt steht. Auch bei der Frankfurter Einbürgerungsfeier geht es um die Stadtgesellschaft, die in den letzten 25 Jahren um 30.000 neue Mitglieder bereichert wurde. Der Entwurf des lokalen Integrationskonzeptes wird angesprochen und die Atmosphäre in der multikulturellen Mainmetropole. Gemeinsame Werte und soziale Bezüge, so wird deutlich, lassen sich für eine Stadt oder einen Kreis viel genauer fassen und bestimmen als für ein so differenziertes Abstraktum wie die gesamtdeutsche Gesellschaft.

Was von diesen Inhalten kommt an? Was bedeuten die Einbürgerungsfeiern für diejenigen, für die sie veranstaltet werden, für die Neubürger? Einem Teil von ihnen sind die Feiern recht egal. Sie kommen entweder gar nicht oder nehmen zwar teil, verfolgen den Ablauf aber eher distanziert. Und das ist auch ihr gutes Recht in einer Gesellschaft, die sich als demokratisch und liberal versteht und somit ihren Bürgern Individualität und eigene Entscheidungen und Bewertungen garantiert. Andere Neueingebürgerte aber freuen sich über die Feiern, über die Aufmerksamkeit, die ihnen und ihrer Entscheidung für eine neue Staatsangehörigkeit zuteil wird und über die Freundlichkeit, mit der sie offiziell willkommen geheißen werden in der Stadt, die ihnen Heimat und Nachbarschaft sein will.

Feste und Feiern in der Demokratie – wozu?

Brauchen „wir“ eine demokratische Festkultur? An und für sich würde es wohl auch ohne gehen. Und nach den totalitären Feiererfahrungen im Nationalsozialismus war die deutsche Öffentlichkeit zu Recht lange Zeit skeptisch bezüglich jeglicher Feiern, die einen Anstrich von Nationalismus aufweisen könnten.

Aber demokratische, partizipatorisch geprägte Feiern, und das illustrieren die Einbürgerungsfeiern, können uns helfen. Denn „wir“ – ob hier auf lokal sehr eng begrenzte Räume oder auf größere, staatlich verfasste soziale Kollektive bezogen – können uns in den Feiern auf gemeinsame Grundlagen verständigen. Oder zumindest geteilte oder divergierende Vorstellungen kommunizieren.

Das funktioniert dann besonders gut, wenn, wie auf der Frankfurter Einbürgerungsfeier, auch die Neubürger selbst zur Sprache kommen. Nach Petra Roth ergreift dort Franco Foraci als Festredner das Wort. Der Journalist mit sizilianischen Wurzeln spricht sehr persönlich, an manchen Stellen scheint seine Stimme brüchig zu werden. Er erzählt, wie er als kleiner Junge von einer älteren Dame aus der Nachbarschaft Zuwendung und Aufmerksamkeit in Form von Kuchen und Deutschnachhilfe erhielt. Wie er sich schließlich für den deutschen Pass entschied, weil er die Wahlen mitentscheiden wollte, anstatt sie nur im Fernsehen zu analysieren. Wie Foraci in der Schule der „Spaghettifresser“ war und dieses Wort heute zwar verbreitet verpönt ist, er aber zur Fußball-WM 2006 dann unter Kollegen doch wieder als „der Italiener, der Schwalbenkönig“ galt. Franco Foraci kennt die Probleme der multikulturellen Gesellschaft aus eigener Erfahrung. Er kann somit seinem Frankfurter Publikum glaubhaft von solchem alltäglichen, verdeckten Rassismus berichten, und die anwesenden Neubürger nachdrücklich zu politischem Engagement, zu Selbstbewusstsein und zur Perfektion ihrer Deutschkenntnisse aufrufen.

Wenn so die Stimme des Neubürgers neben die Stimme der offiziellen Vertreter gestellt ist, wird die Einbürgerungsfeier zum Forum, zu einem basisdemokratischen „Parlament“, in dem Probleme angesprochen werden, Positionen kommuniziert werden, Verständigung angestrebt wird. Eine so verstandene Festkultur ist gerade in einer demokratischen, fluiden, potentiell entgrenzten Gesellschaft von unschätzbarem Wert.

Maria Jakob